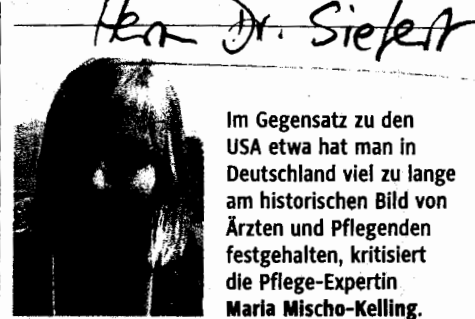


li- schienene Studie mit mehr als 60 000 Pfl-  
uk- gern und 130 000 Patienten in zwölf euro-  
pel- päischen Ländern und den USA. Weniger  
ge- als die Hälfte der deutschen Patienten ga-  
ei- ben ihrem Krankenhaus auf einer Skala  
m von null bis zehn die Note neun oder zehn.  
a- Trotzdem würden 66 Prozent die Klinik  
h- weiterempfehlen – in Irland oder in der  
Es Schweiz tätigen dies 74 beziehungsweise 78  
a- Prozent. Je besser die Arbeitsbedingungen  
und je geringer die Zahl der Patienten, um

wie vor vier die Forschung im Bereich Pfl-  
ge nicht genügend gefördert“, sagt Doris  
Schaeffer. Gemeinsam mit anderen Pfl-  
ge- wissenschaftlern verfasste sie die „Agenda  
Pflegeforschung“ mit den zehn wichtigs-  
ten Forschungsthemen, über die am 12. No-  
vember Politiker auf einer Konferenz in  
Berlin diskutieren werden. „Um gut pfl-  
gen zu können, müssen wir forschen, was  
für die Patienten am besten ist“, sagt  
Schaeffer, „das machen Ärzte schließlich  
seit Jahrzehnten.“



Hen Dr. Siefert  
Im Gegensatz zu den  
USA etwa hat man in  
Deutschland viel zu lange  
am historischen Bild von  
Ärzten und Pflegenden  
festgehalten, kritisiert  
die Pflege-Expertin  
Maria Mischo-Kelling.

## Allererste Hilfe

### Babylotsen stehen überforderten Müttern zur Seite

Es muss vor fünf oder sechs Jahren gewe-  
sen sein. Sönke Siefert, Kinderarzt am Ka-  
tholischen Kinderkrankenhaus Wilhelm-  
stift in Hamburg, bekam einen Anruf von  
einer Kollegin. „Ich habe hier eine junge Pa-  
tientin, die vor wenigen Tagen entbunden  
wurde. Eigentlich dürfte ich sie nicht ent-  
lassen: Sie hat kein Geld, keinen Schulab-  
schluss, kann kaum Deutsch, hat nieman-  
den, der ihr hilft. Sie ist überfordert“, klag-  
te die Kinderärztin. Beispiele wie diese  
kannte Siefert aus seinem Arbeitsalltag als  
Kinderarzt auf einer Geburtsstation. „Wir  
brauchen für solche Menschen einen Küm-  
merer“, beschloss der 49-Jährige. Jeman-  
den, der hilft, eine Brücke zwischen dem  
Gesundheitssystem und dem Familienhil-  
fesystem zu bauen – einen Babylotsen.  
„Angebote für junge Familien gibt es ja  
eigentlich genug, in Hamburg fast 400.  
Nur muss man in der Lage sein, die richti-  
gen zu finden“, sagt Siefert.

### In Hamburg soll es bald zwölf Lotsen geben. Das Angebot steht allen Familien offen

Genau dabei helfen die Babylotsen. In  
Hamburg arbeiten inzwischen fünf Baby-  
lotsen, kommendes Jahr sollen es zwölf  
sein. „Damit können wir alle Geburtsklini-  
ken in der Stadt versorgen“, sagt Siefert. In  
der Praxis sieht das so aus: Jede Frau, die  
sich zur Geburt in der Klinik vorstellt, be-  
kommt einen Flyer der Babylotsen. Das An-  
gebot steht allen Familien offen. Über Ärz-  
te und Hebammen können die Frauen ein-  
nen Termin mit einer Lotsin vereinbaren.

Die kommen aber auch von alleine, näm-  
lich dann, wenn bestimmte Indikatoren  
vorliegen. „Durch unsere wissenschaftli-  
che Studie können wir Hinweise identifizie-  
ren, die dafür sprechen, dass die Familien  
Hilfe brauchen“, sagt Mediziner Siefert  
und zählt Risikofaktoren auf: „Wenn eine  
Patientin sehr jung ist, alleinerziehend,  
wenn sie raucht oder Drogen nimmt, nur  
selten zur Schwangerschaftsvorsorge ge-  
gangen ist, oder wenn die psychosoziale Be-  
lastung hoch ist, zum Beispiel dadurch,  
dass sie keine gültige Aufenthaltsberechti-  
gung hat.“ Es gibt aber auch Fälle wie die-  
se: Eine Mutter, die mit ihrem Mann, ein-  
nem Flugzeugbauer, erst kürzlich nach

Hamburg gezogen war. „Die Frau kannte  
niemanden, war verzweifelt. Über die Baby-  
lotsen konnten wir sie aus ihrer Isolation  
rausholen“, erzählt der Arzt.

Über die Geburtsstationen erfahren die  
Helfer, welche Frauen sie besuchen soll-  
ten. Dann setzt sich die Babylotsin zu der  
Patientin und hört zu, lässt sich erklären,  
wie es ihr geht, wie ihre familiäre Situation  
ist, wo es klemmt. „Aber auch, wo es Res-  
ourcen gibt“, betont Babylotsin Carmen  
Canales. Ressourcen – das kann zum Bei-  
spiel eine Großmutter sein, die sich gerne  
um das Baby kümmern würde. Oder die Fä-  
higkeit, mit wenig Geld gut umgehen zu  
können. „Wir Ärzte sehen ja immer nur,  
was nicht funktioniert“, sagt Siefert, „der  
Zugang der Babylotsen ist da wohlthuend.“

Im Gespräch mit den Frauen finden die  
Lotsen schnell heraus, welche Art der Hilfe  
die Familien brauchen. Die vermitteln sie  
dann an die Frauen weiter. „Das kann ein  
Kurs bei einer Elternschule sein oder ein  
Platz im Wohnheim“, sagt Canales. Ihre  
Kollegin Hannah Sawallich betont: „Wir  
drängen keine unserer Patientinnen zu ir-  
gendwas. Unser Angebot ist freiwillig.“

Wenn nötig, besuchen die Helfer die Fami-  
lien zu Hause oder begleiten sie auf Ter-  
minen – auf die Ausländerbehörde oder zu  
einem Eltern-Kind-Frühstück. „Die Kon-  
takte sind sehr intensiv, aber sie haben  
auch einen klaren Anfang und ein klares  
Ende. Wenn wir wissen, dass die Familien  
ihren Weg gefunden haben, können wir sie  
wieder gehen lassen“, sagt Sawallich. Cana-  
les schätzt ihre Arbeit. Vorher hat die 47  
Jahre alte Diplom-Sozialpädagogin in der  
Familienhilfe gearbeitet. „Da ging es oft  
um Kindeswohlgefährdung. Es war  
schwer zu vermitteln, dass wir nur helfen  
wollen. Manchmal war das frustrierend.  
Das ist jetzt bei meiner Arbeit zum Glück  
ganz anders“, sagt sie.

CHRISTIANE BERTELSMANN

Babylotsen gibt es in Hamburg über die Stiftung  
SeeYou ([www.seeyou-hamburg.de](http://www.seeyou-hamburg.de)) und seit Som-  
mer 2012, unterstützt durch das Netzwerk Frühe  
Hilfen des Bundesfamilienministeriums, auch an  
der Berliner Charité. Bisher arbeiten nur Frauen als  
Babylotsen. Die meisten waren vorher in einem me-  
dizinischen oder sozialen Beruf tätig, etwa als Sozi-  
alpädagoginnen oder Hebammen.

## Gute Aussichten für Altenpfleger

In den kommenden 20 Jahren versprechen  
insbesondere Gesundheits- und Sozialwe-  
sen gute Berufsperspektiven. Das hat eine  
Studie des Instituts für Arbeitsmarkt- und  
Berufsforschung (IAB) ergeben. Grund da-  
für werde unter anderem der demografische  
Wandel sein: 2030 ist die Gesellschaft  
in Deutschland verhältnismäßig alt, der Be-  
darf an Arbeitskräften in der Altenpflege  
steigt daher. Aber auch Betreuer für die  
Jüngsten haben gute Aussichten: Das IAB  
prognostiziert, dass die Bedeutung der Kin-  
derbetreuung wachsen wird. DPA

## Krisenresistente Gesundheitswirtschaft

Die Gesundheitsbranche in Deutschland  
ist in den vergangenen Jahren weit schnel-  
ler gewachsen und ist deutlich krisenresi-  
stenter als der Rest der Wirtschaft. Zu die-  
sem Schluss kommt eine Studie des Bun-  
desverbands der Deutschen Industrie  
(BDI). „Der größte Sektor der deutschen  
Volkswirtschaft ist die Gesundheitswirt-  
schaft“, heißt es darin. Sie erbringe knapp  
elf Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Je-  
der siebte Beschäftigte in Deutschland sei  
in der Branche tätig. Von 2005 bis 2010  
stieg die Bruttowertschöpfung von sieben  
der größten Unternehmen im Gesundheits-  
wesen laut Studie um fast 40 Prozent und  
damit dreimal so stark wie in der Gesamt-  
wirtschaft. DAPD

## Suche nach gesundem Essen

Der Lebensmittelkonzern Nestlé will in ei-  
nem neuen Forschungszentrum im schwei-  
zerischen Lausanne gesundheitsfördernde  
Nahrung entwickeln. Neue Lebensmit-  
tel sollten dabei helfen, chronischen Krank-  
heiten vorzubeugen und ihr Fortschreiten  
zu verlangsamen, heißt es aus dem Kon-  
zern. Im Fokus der Forschung stehen neu-  
rologische Krankheiten wie Alzheimer,  
chronische Krankheiten wie Diabetes und  
Erkrankungen des Magen-Darm-Trakts.  
Die neuen Produkte sollen als „Medical  
Food“ bezeichnet werden. Das Institut wer-  
de etwa 100 Forscher beschäftigen. AFP